

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 20.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als ein wohlerzogener Diener unterdrückte Jean jede Aeußerung über das veränderte Aussehen seines Herrn. Er stellte das Tablett mit dem Frühstück auf ein Tischchen, das er an das Bett des gnädigen Herrn heranschob, und fragte dann teilnahmsvoll: „Sind Euer Gnaden unwohl?"

„Nein, lieber Jean," antwortete Hohenberger kläglich. „Es ist nur . . . 's ist nichts. Sie können ruhig gehen. Wenn ich aufsteh', werd' ich Ihnen schon klingeln."

Der Diener verschwand geräuschlos, nachdem er noch einen Pack Morgenblätter auf das Tischchen gelegt und die Zigarrenkiste nebst Feuerzeug und Aschenbecher herbeigebracht hatte.

Hohenberger aber las nicht und rauchte nicht, und die Schokolade ließ er kalt werden. Er jammerte nur immerzu vor sich hin: „Jetzt ist die gar verlobt! — Und im Juli soll die Hochzeit sein! — Im Juli soll die Hochzeit sein!"

Dann raffte er sich aber mit einem Ruck auf. Das war ja Unsinn! Wozu war er denn der reiche Mann, wenn er das nicht sollte hindern können! So ein Bettler sollte ihm das Prachtmädel wegheiraten? — Lächerlich! Und wenn es ihn zwanzigtausend Gulden kostete, so gab er das nicht zu. Jetzt schnell frühstücken und sich anziehen, und dann wollte er weiter sehen.

Er trank rasch die Schokolade, ohne es auch nur zu bemerken, daß sie kalt geworden war, und steckte sich eine Zigarre an. Die Zeitungen würdigte er keines Blickes, sondern begab sich sofort in das an das Schlafgemach anstoßende Badezimmer, nachdem er Jean geklingelt hatte. Der Kammerdiener kannte seinen Herrn genau. Während er den dem Bade Entstiegenen in den Frottiermantel hüllte und ihn abrieb, forschte er mit diskreten Blicken in seinem Gesicht und nahm sich vor, heute während der Toilette seines Herrn kein Wort zu reden. Die drei vortrefflichen Anekdoten, die er im Vorrat hatte, mußten für morgen aufgehoben werden. Heute hatte der Alte keinen Sinn für Späße. Und das Rasieren und Frisieren, das Nachfärben des Schnurrbarts und die Nagelpflege mußten heute rasch von statten gehen, sonst setzte es etwas. In dieser Erkenntnis schwieg Jean wie ein Grab und machte seine Sache bei aller Behutsamkeit so flink, als gälte es ein Wettfrisieren. Während er sonst reichlich anderthalb Stunden brauchte, vollendete er diesmal sein Werk in kaum fünfzig Minuten. „Was befehlen Euer Gnaden anzuziehen?" fragte er dann mit gedämpfter Stimme.

Hohenberger blickte zerstreut auf. „Was? — Ja so, welchen Anzug! — Ist mir egal. Irgend etwas, worin ich gleich ausgehen kann. Ich will mich nicht erst noch einmal umziehen."

Kopfschüttelnd kramte der Diener in dem Garderobeschranke. Dem Alten war es egal, was er anziehen sollte! Das war noch nicht vorgekommen, seit Jean im Hause war. Er entschied sich endlich für ein hechtgraues Kostüm mit Gehrock und tief ausgeschnittener Weste. Hohenberger ließ sich anziehen, offenbar ohne darauf zu achten, was ihm der Diener gebracht hatte, und sprach, als Jean fertig war und mit einer Verbeugung zurücktrat, das erste Wort während der ganzen Zeit: „Uff! — Das hat aber heut' lang gebraucht!"

„Aber Euer Gnaden!" wandte Jean gekränkt ein, „kaum eine Stund'."

Sein Herr antwortete aber gar nicht darauf, und Jean ging kopfschüttelnd ab. —

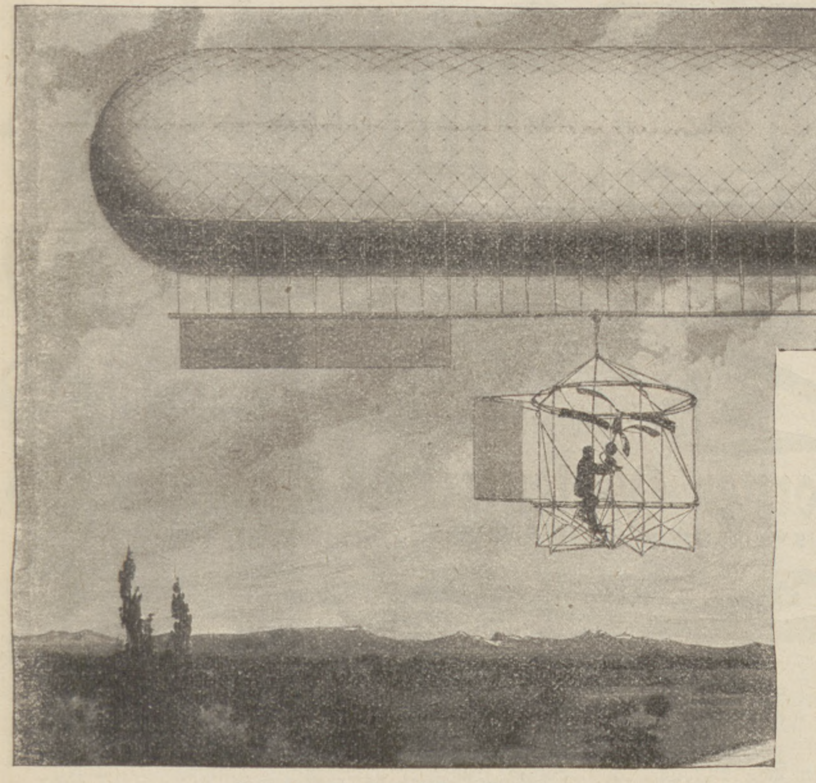
Hohenberger begab sich sofort in sein Boudoir und schrieb in fliegender Eile die Antwort auf Evas Brief: „Sie Böse!

So lang mich armen Kerl warten lassen, und dann einen solchen Brief! Aber das verlangt Strafe. Und zur Strafe sage ich Ihnen: Sie dürfen nicht heiraten, ich erlaube es nicht!

Aber das ist noch nicht alles. Zur Strafe müssen Sie mir ein Wiedersehen gewähren, nach dem ich mich so unendlich sehne, daß ich diese endlos langen acht Tage herumgegangen



Ankunft des deutschen Kronprinzen auf dem Nordwestbahnhof in Wien. (S. 155)
Nach einer Photographie von R. Lechner's Hofbuchhandlung (Wilh. Müller) in Wien.


Das Entersche Luftschiff. (S. 155)

bin wie ein Irrsinniger; zur Strafe müssen Sie aus den engen Verhältnissen heraus, die Sie so sehr beengen. Ich möchte darauf schwören, daß Sie auf der Bühne Ihr Glück machen könnten. Sie sind so schön, so herzbezwingend schön! Und Geist haben Sie auch. Sie schreiben ja wie ein Litterat. Zu diesen beiden Eigenschaften brauchen Sie nichts mehr als Protektion, um eine glänzende Carriere zu machen. Die Protektion bin ich. Ich werde Sie ausbilden lassen. Ich werde für Ihr Engagement sorgen, denn ich habe eine Menge Verbindungen mit Theaterdirektoren. Ich werde Reklame für Sie machen lassen, wie für die Duse. Ich kenne nämlich auch eine Menge Zeitungsleute.

Und viertens müssen Sie mir zur Strafe endlich sagen, wie Sie heißen und wo Sie wohnen. Wenn Sie wüßten, wie schrecklich es ist, vor Liebe zu vergehen und dabei in jeder Beziehung einem so großen, großen Fragezeichen gegenüberzustehen!

Ich schließe, denn ich bin zu aufgeregt, um schreiben zu können. Antworten Sie sofort, und wenn Sie die Schwester chloroformieren müßten, um sich Ruhe zu schaffen vor ihr."

Er überlas den Brief und rieb sich vergnügt die mageren Hände. „Das ist mein Brieferl! — Fesch! — Und alles drin, alles ... Jetzt wollen wir sehen, ob der kleine Beamte aufkommen kann dagegen. Nein, mein lieber Herr! ... Solche Maderln wie die Mohnblume, die sind nicht für kleine Beamte."

Er sah recht alt aus, der fesche Rudi, als er so in sich hinein lachte und kicherte.

8.

Sofort antwortete Mohnblume nicht. Der verliebte Hohenberger mußte vielmehr wieder vier lange Tage des Hangens und Bangens durchzappeln, bis der ersehnte Brief endlich eintraf.

Er jauchzte fast auf, als er gleich in den ersten Zeilen, die er gierig überflog, das Inkognito seiner Schönen gelüftet fand.

Also Eva hieß sie! Ein hübscher Name — Eva, Evi, Everl — Eva Rauscher. Ihr Vater hieß Christian Rauscher und war Beamter der Versicherungsanstalt „Concordia". Gut, sehr gut. Bei der „Concordia" war Hohenberger ja Verwaltungsrat. Da ließe sich vielleicht von der Seite her was machen.

Dann kam weniger Erfreuliches. Ihr Vater würde nie seine Einwilligung dazu geben, daß sie zum Theater gehe, schrieb Eva. Und sie selbst sei überzeugt, daß sie kein Talent dazu habe. Wenn im Kreise ihrer Freundinnen einmal Theater gespielt oder deklamiert werden sollte, habe sie ihre Sache immer am schlechtesten gemacht. Für sie gab es kein Entrinnen. Sie mußte sich in ihr Schicksal fügen, eine Subalternbeamtenfrau zu werden, ihr Leben lang in den Niederungen des Daseins dahinzuvegetieren, grobe Magdarbeit zu verrichten, die ihr bißchen Schönheit frühzeitig welken machen würde, und über den beständigen kleinlichen Wirtschaftssorgen auch geistig zu verkommen.

Der Schluß war wieder eine Freudenbotschaft.

„Vorher aber will ich noch einen Blick in das gelobte Land thun. Ich will mich noch einmal auf eine kurze Stunde in meinen Lieblingstraum hinüberflüchten, mir vorstellen, daß es mir beschieden sei, an der Seite eines vornehmen und ernsten Mannes, den ich liebe, und zu dem ich zugleich bewundernd hinaufsehe, einen Weg zu gehen, der über die lichten, reinen Höhen führt. Wenn Sie wollen, so treffen wir uns am 22. mittags zwischen zwölf und ein Uhr im Augarten. Ich habe Besorgungen für meine Ausstattung und werde mich eine Stunde frei machen können. Auch ich sehne mich danach, Sie noch einmal zu sehen. Außerdem glaube ich mich verpflichtet, Ihnen, der so vieles für mich zu thun bereit ist, diese kleine Bitte zu erfüllen."


Generalmajor v. Groß, gen. v. Schwarzhoff †. (S. 156)

Hohenberger schnitt die possierlichsten Gesichter, während er diese Sätze las. Als von dem vornehmen und ernsten Manne die Rede war, den Eva hinaufschauend liebte, strahlte sein ganzes Gesicht; bei den Besorgungen „für die Ausstattung" gab es ihm einen heftigen Riß; dazu verzog sich sein Mund, als hätte er unversehens auf einen kranken Zahn gebissen. Als er aber gar las, daß Eva sich danach sehne, ihn wiederzusehen, stöhnte er beinahe vor Vergnügen.

„So ein Engerl!" kicherte er. „Sie ... sie sehnt sich nach mir! Sie hat mich gern!"

An diesem Tage mußte Jean wieder außerordentlich flink seines Amtes warten. Sowie Hohenberger den Händen seines Kammerdieners in strahlender Eleganz und Schneidigkeit entronnen war, fuhr er nach dem Bureau der „Concordia".

Der Herr Direktor, ein noch jüngerer, schwärzlicher Herr von ansehnlichem Leibesumfang, empfing Hohenberger mit einer an Unterwürfigkeit grenzenden Höflichkeit. War er doch das angesehenste unter den bürgerlichen Mitgliedern des Verwaltungsrates und konnte demnächst stellvertretender Vorsitzender werden.

Hohenberger ließ sich behaglich in dem breiten Armstuhl nieder, den der Herr Direktor ihm anbot. Er fühlte sich wohl in diesem bei allem Prunk der Einrichtung doch einen unverkennbar geschäftlichen Anstrich tragenden Raume, der ihn in seine eigene Bankierszeit zurückversetzte. Und dann mußte er ja ohnehin ein langes Gespräch führen, sich nach dem Geschäftsgang erkundigen und für die jüngst erworbenen Hypotheken Interesse zeigen, in denen ein Teil des Superreservefonds der Gesellschaft angelegt worden war, ehe er von Christian Rauscher reden konnte. Der gute Direktor, der ein großer Schlaukopf war, hätte sonst neugierig werden können, was in aller Welt an diesem kleinen Beamten den Herrn Verwaltungsrat denn interessieren könne. Und das wäre dem Herrn Verwaltungsrat in mehr als einer Beziehung nicht angenehm gewesen.

So ließ sich Hohenberger denn eine Uebersicht über die im vorigen Quartal ausgefertigten Policen vorlegen, führte ein sachgemäßes Gespräch über die beharrlich sinkende Tendenz des Zinsfußes und nahm eine geistvolle Auseinandersetzung des Herrn Direktors entgegen, in der bewiesen wurde, daß die „Concordia" gut daran thäte, ihre Finanzpolitik künftighin zu ändern und statt der Hypotheken sich lieber ein starkes Effektenportefeuille anzuschaffen. Dann zündete er sich „auf den Weg" eine der Verwaltungsratszigarren an, die ihm der Schwärzliche anbot, griff nach seinem Hute und sagte dann schon im Weggehen, als fiele ihm die Sache eben erst ein: „A propos, lieber Direktor — haben Sie nicht unter Ihren Beamten einen hm — he — Christian — Christian Lauscher oder Rauscher?"

„Christian Rauscher, ganz recht, Herr v. Hohenberger!" bestätigte der Schwärzliche geschmeidig. „Das ist unser Registrator."

„So, so ... Registrator, hm. Was ist das für ein Mensch? — Ich meine, wie sind Sie mit dem Manne zufrieden?"

„Wenn Sie befehlen, Herr v. Hohenberger, kann ich den Personalakt kommen lassen."

„Ich bitte darum."

Während der Direktor auf einen der an der Seite seines Schreibtisches angebrachten Elfenbeinknöpfe drückte, sagte Hohenberger erläuternd: „Ich bin nämlich von einem Bekannten um Auskunft gebeten worden. Der Herr ist im Kuratorium einer Studentenstiftung, und um eines der ausgeschriebenen Stipendien hat sich der Sohn dieses Rauscher beworben."

Die Thür öffnete sich geräuschlos, und in demütiger Haltung trat ein Beamter ein, der beim Anblicke des Herrn Verwaltungsrates in Verzweiflung zu versinken schien, weil er für den Direktor schon eine so submisse Miene aufgesetzt hatte, daß für den zufällig anwesenden noch höheren Würdenträger keine Steigerung mehr möglich war.

„Seien Sie so gut, lieber Herr Krenn," sagte der Direktor mild wie Honig, „mir den Personalakt Christian Rauscher herüberzugeben."

Der „liebe" Herr Krenn verbeugte sich tief und verschwand. Hohenberger lächelte unter den Schnurrbartenden. So höflich war der Direktor auch nur in Gegenwart eines Herrn vom Verwaltungsrat. Wenn er mit seinen Untergebenen allein war, ging's aus einem anderen Tone. Das bewies die ängstliche Demut des Beamten.

Der Herr Direktor begann indessen, aus dem Kopfe über Christian Rauscher Bericht zu erstatten. Er wollte zeigen, daß er seine Leute kannte.



Herzog Friedrich von Anhalt.
(S. 156)
Nach einer Photographie von Hofphotograph Bernhard in Ballenstedt.

„Der Mann ist seit beiläufig fünfundzwanzig Jahren in unserem Dienste, Herr v. Hohenberger. Früher war er Unteroffizier, Feuerwerker, glaub' ich. Bei uns that er nacheinander in allen Abteilungen Kanzlistendienste, bis er vor sechs Jahren Registrator wurde. Das blieb er."

„Was hat er denn Gehalt?" schaltete Hohenberger hier ein.

„Zweitausendzweihundert Gulden."

„Das ist ja nicht gerade wenig. Freilich auch nicht viel, wenn der Mann Kinder hat."

„Die hat er. Vier sogar, einen Sohn und drei Töchter."

„So, so — drei Töchter! — Und wie führt er sich, der Herr Rauscher?"

„Er ist ein guter Beamter. Nur hat er einen Fehler, den freilich bei uns in Oesterreich die meisten ausgedienten Unteroffiziere haben. Er ist von einer fürchterlichen Grobheit . . . aber da kommt ja der Akt."

Das war Hohenberger sehr lieb, weil dadurch die Aufmerksamkeit des Direktors von ihm abgelenkt wurde. Er war nämlich von der Nachricht, daß der Vater Evas sehr grob war, äußerst unangenehm berührt. Da mußte man sich ja hüten vor dem Manne, hm.

Der Herr Direktor hatte indessen in dem Akte geblättert und bestätigte jetzt seine früher gemachten Angaben.

„Ja, ja, es stimmt. Hier die Kopie seines Anstellungsbriefes vom 5. Januar 1874, dann die Kopien der verschiedenen Beförderungsschreiben."

Die interessierten den Verwaltungsrat nun nicht. Er wollte lieber von dem Wesen Rauschers Näheres hören. Lächelnd, als belustigte ihn die Vorstellung des ausgedienten Feuerwerkers, der noch im Zivil Kasernenhofblüten um sich schleuderte, fragte er: „Also ein solcher Grobian ist er, der Rauscher?"

„Fürchterlich. Und dabei ein Stützkopf, eine tête carrée . . . wenn er sich im Rechte glaubt, stellt er sich sogar gegen seine Vorgesetzten. Ich selbst hatte einmal einen Auftritt mit ihm. Hätten wir keinen Pensionsfonds, so . . . Aber seine strafweise Pensionierung hätte die Anstalt belastet, das wollte ich vermeiden, und so verbannte ich ihn in die Registratur, wo ich ihn selten zu sehen bekomme. Disziplin muß gewahrt werden. Für ihn ist's ein Schaden, denn er kommt dort im Gehalt nicht weiter. Man kann doch schließlich einen Registrator nicht hoch bezahlen. Aber die Anstalt hat Vorteil davon. Seit er die Schreibmaterialien verwaltet, geht viel weniger auf. Er giebt höllisch scharf acht, daß niemand Papier und Federn nach Hause schleppt, und die Beamten fürchten ihn wie das Feuer."



Justizminister
Dr. Wilhelm v. Breitling,
der neue württembergische Ministerpräsident.
(S. 156)
Nach einer Photographie von Th. Andersen, Hofphotograph in Stuttgart.

Lachend empfahl sich Hohenberger. „Ja, ja, mein bester Direktor . . . man lernt kuriose Käuze kennen, wenn man Beamte unter sich hat. Hab' das auch mitgemacht, hm. Na, jedenfalls liegt nichts Nachteiliges vor, das freut mich für den jungen Mann. Adieu, mein bester Herr Direktor, adieu!"

Der schwärzliche Herr geleitete seinen verehrten Besuch bis hinaus auf den Gang. Als er in sein Zimmer zurückkam, drückte er auf den Taster.

Es dauerte einige Minuten, ehe der „liebe" Herr Krenn sich hereinschob.

Der Direktor schnauzte ihn an: „Wo stecken Sie denn? Glauben Sie, ich bezahle Sie, damit Sie in den Bureaus ästhetische Vorträge halten? Als Chef des Präsidialbureaus müßten Sie den anderen mit gutem Beispiel vorangehen!"

„Herr Direktor . . . ich bin . . . ich habe . . ."

„Reden Sie nicht!" donnerte der Kanzleityrann ihn an. „Machen Sie, daß Sie fortkommen. Den Akt da nehmen Sie mit. Und dann schicken Sie mir die Post zum Unterschreiben herein. Ich will heute früher weggehen."

Herr Krenn schnappte zusammen wie ein Taschenmesser und schlüpfte aus der Thür.

— — — — — — — — — —



Eine deutsche Feldpost in China. (S. 156)
Nach einer Photographie von Franz Scholz in Tsingtau-Tapautau.

An diesem Tage trug Vater Rauscher am häuslichen Mittagstisch ein sonderbar wechselndes Benehmen zur Schau. Er redete nichts und aß mechanisch. Dabei lächelte er bald so hoffnungsselig, wie ein Kandidat, der seine erste Anstellung erhalten soll, bald schnitt er das reine Armesündergesicht. Ja, manchmal schien es, als ob er zugleich mit der linken Gesichtshälfte trauere und mit der rechten lächle.

Seine Frau beobachtete ihn mit heimlicher Besorgnis, auch die Kinder waren aufmerksam geworden, besonders Fanny. Der Student ulkte, und Eva sah träumerisch vor sich hin.

„Was hat's denn 'geben im Bureau, Alter?" fragte Frau Rauscher endlich.

Der Vater schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Der Direktor hat sich mein' Personalakt kommen lassen," berichtete er. „Der Krenn hat's mir erzählt. Noch dazu war einer vom Verwaltungsrat drin, der Hohenberger, der Millionär. Jetzt weiß ich nit, was das bedeuten soll. Ein Avancement? — Zeit wär's, ich sitz' schon sechs Jahr mit mein' Gehalt. Aber der Direktor kann mich nit schmecken, seit damals, du weißt schon. Und dann können sie's auch nit leiden, daß ich ein Nationaler bin. Wenn's nur nix Böses zu bedeuten hat, die G'schicht!"

Er schüttelte wieder den Kopf, lächelte dann, ließ die Mundwinkel hängen und lächelte nochmals, aber ein wenig unsicher. Dann griff er nach Gabel und Messer und aß bedächtig weiter.

Um den Tisch hatte sich eine sonderbare bange Stille gelagert. Selbst Karl waren die Witze ausgegangen. Dieser Beamtenfamilie steckte das Abhängigkeitsgefühl den Vorgesetzten gegenüber so im Blute, daß es Frau und Kindern schwül zu Mute wurde, weil der Direktor Vaters Dienstpapiere nachgesehen hatte.

„Warum hat mich Fanny so angesehen, als der Vater zuvor den Namen Hohenberger aussprach?" dachte Eva. „Sollte sie . . . Aber das ist ja Unsinn! Wie kann sie denn davon was wissen? — Jetzt hab' ich's: der Vater hat ihn einen Millionär genannt, und das Wort hat sie auf unser Gespräch von neulich gebracht. Komisch aber ist es doch, daß sie das Richtige getroffen hat. Man könnte sich ordentlich grauen vor ihr. Ich bin nur neugierig auf morgen. Was der Alte nur mit des Vaters Personalakten gewollt hat?"

Sie versank wieder in ein unklares Träumen. In einer Prunkkarosse sah sie sich dahinrasen, im weißseidenen, diamantenbesetzten Kleide in den lichtflutenden Ballsaal treten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Bei seinem Besuche in der schönen Kaiserstadt an der Donau hat **der deutsche Kronprinz** nicht nur in der Hofburg, sondern auch seitens der Bevölkerung einen ungemein herzlichen Empfang gefunden. Bei der **Ankunft auf dem Nordwestbahnhof in Wien** wurde Kronprinz Friedrich Wilhelm vom Kaiser Franz Joseph, den Erzherzogen, dem deutschen Botschafter Fürsten zu Eulenburg, sowie den Mitgliedern der deutschen Botschaft, dem bayerischen und sächsischen Gesandten, dem deutschen Generalkonsul, dem Corpskommandanten, dem Stadtkommandanten, dem Statthalter und dem Polizeipräsidenten empfangen. — Auf dem Bodensee werden neue Versuche zur Lösung der Frage des lenkbaren Luftschiffes gemacht. Der Erfinder des neuesten **Luftschiffes** ist **Heinrich Suter**

in Kappel (Kanton Zürich); den Ballon hat die Firma Surcouf in Paris hergestellt. Er hat nur den Zweck, das tote Gewicht des Fahrzeuges in der Schwebe zu halten, während die Vorwärtsbewegung des Suterschen Luftschiffes durch zwei Luftschrauben erzielt werden soll, die am Korb, einem leichten Stahlgehäuse aus wenigen Stäben, angebracht sind. Der zigarrenförmige Ballon, dessen Flugapparat der Erfinder unabhängig von der stets in der Windrichtung bleibenden Ballonlage lenken zu können hofft, obwohl die ersten Versuche nicht günstig ausfielen, hat eine Länge von 23 Meter, einen Rauminhalt von 300 Kubikmeter und ein Auftriebsvermögen von 350 Kilogramm. — Der in China auf so traurige Weise verunglückte **Generalmajor v. Groß, genannt v. Schwarzhoff,** Generalstabschef des Grafen Waldersee, war erst am 18. April 1900 zum Generalmajor und Kommandeur der 53. Infanteriebrigade befördert worden. Bei Ausbruch der chinesischen Wirren wurde er zum Kommandeur der 1. ostasiatischen Infanteriebrigade und am 12. August zum Chef des Generalstabs des Oberkommandos in Ostasien ernannt. — Seinen siebzigsten Geburtstag feierte am 29. April **Herzog Friedrich von Anhalt.** Der Jubilar wurde geboren am 29. April 1831 als Sohn des Herzogs Leopold, dem er am 22. Mai 1871 auf den Thron folgte. Vermählt ist der Herzog seit dem 22. April 1854 mit Antoinette, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. — Der **neue württembergische Ministerpräsident,** der zugleich **Justizminister** ist, **Dr. Wilhelm v. Breitling,** ist am 4. Januar 1835 in Gaildorf geboren. 1883 wurde er vortragender Rat im Justizministerium, 1887 Kollegialdirektor. Am 27. November 1889 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Staatsrat und Mitglied des Geheimen Rats und am 18. Oktober 1896 die Ernennung zum Staatsminister der Justiz. — Auch im fernen **China** waltet **die deutsche Feldpost** mit Eifer und Geschick ihres Amtes. Abgesehen von den Feldpoststationen sind in Shanghai, Hankau, Tientsin, Tschifu, Peking und Tsingtau eigentliche Postämter, sowie in Futschou und Tafutur Postagenturen eingerichtet.

Aus St. Louis.

(Mit 2 Bildern.)

Die Hauptstadt des nordamerikanischen Westens, das am rechten Mississippiufer gelegene St. Louis, erhebt sich in drei Terrassen über den breiten Strom. Ein Wunderwerk der Technik ist die 3000 Meter lange, von B. Eads in den Jahren 1869 bis 1874 erbaute prächtige Brücke über den Mississippi. Oben ist die Bahn für Fußgänger und Wagen, die Eisenbahngeleise aber laufen im Innern der Brücke und gehen am Ende der drei kolossalen Bogen aus Gußstahl in einen 1400 Meter langen, im Zentralbahnhof mündenden Tunnel über. Die mächtig aufblühende Großstadt macht, zumal in den Geschäftsteilen, einen höchst imposanten Eindruck. An den geraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen stehen meist große, nur durch ihre Einförmigkeit etwas ermüdend wirkende Gebäudereihen. Diese Einförmigkeit der Bauart tritt selbst in den Villenvierteln der Reichen zu Tage, wie ein Blick auf die Washington-Avenue zeigt.

Das Vermächtnis des Kapitäns.

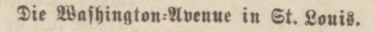
Erzählung von **Wilhelm v. Beck.**

1. (Nachdruck verboten.)

Im sogenannten Schifferviertel der kleinen Seestadt an der norddeutschen Küste war der alte Kapitän Christoph Wieting in den Armen seines besten Freundes, in dessen Hause er auch die letzten Jahre zugebracht hatte, gestorben. Er war ein ruhiger, stiller Mann gewesen und hatte äußerst zurückgezogen gelebt; krank und schwach, ein Greis schon, hatte er bei seiner Ankunft in dem kleinen Städtchen an die Thür des schmucklosen und einfachen Gebäudes geklopft, und Jonas Frerichs, der Hafenmeister, der darin wohnte, hatte ihn herzlich willkommen geheißen.



Die Eads-Brücke in St. Louis.



Die Washington-Avenue in St. Louis.

Sie waren alte Kameraden und beide Kapitäne gewesen, wiewohl Christoph Wieting schon ein Schiff befehligt hatte, als Frerichs noch unter ihm als Junge seine erste Fahrt machte. Lange Jahre hatte dieser dann später nichts von seinem einstigen Vorgesetzten gehört und gesehen; doch als Wieting mittellos und entkräftigt, ein hinwelkender Siebziger, bei dem nunmehrigen Hafenmeister um Aufnahme bat, war ihm diese freundschaftlich bewilligt worden. Frerichs war ledig und hatte den alten Freund gerne bei sich behalten.

Nun war dieser tot, und der größte Teil der zumeist aus Fischern und Seeleuten bestehenden Bevölkerung gab ihm das letzte Geleit. Traurig kehrte sodann Frerichs heim, schmerzlich bewegt des freundlichen Alten gedenkend, bis er sich der beiden Briefe erinnerte, die ihm der Entschlafene hinterlassen hatte. Lange und kopfschüttelnd betrachtete er die Aufschriften. „Gleich nach meinem Tode zu öffnen," lautete die eine, und „Für Dich, Jonas Frerichs, wenn Du den im anderen Briefe verzeichneten Auftrag ausgeführt haben wirst," stand auf dem zweiten Umschlage in deutlichen, knorrigen Schriftzügen.

„Nun, wir werden ja sehn," murmelte der Hafenmeister nach einer Weile stummen Nachsinnens, und nachdem er den ersten Brief behutsam erbrochen, las er wie folgt:

„Mein teurer Freund!

Erstaune nicht über das, was hier niedergeschrieben steht; denn bloß eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllend — und zwar gegen Dich — mache ich Dir Mitteilung von etwas, das dazu beitragen wird, Dein Leben zu einem sorgenlosen zu gestalten. Du hast auch, trotz Deiner kümmerlichen Verhältnisse, keine Sekunde gezögert, mit mir altem, arbeitsunfähigem Manne Wohnung und Tisch brüderlich zu teilen. Deine aufopfernde Freundschaft soll nun belohnt werden. Du sollst mein Erbe sein. Vielleicht wirst Du lachen, aber bedenke, daß ich nie gelogen habe und auch jetzt die reine Wahrheit schreibe. Und wenn es auch kein versteckter Schatz ist, den ich Dir vermache, so wird sich doch Gold und Silber von selbst bilden, wenn Du meinen Auftrag genau ausführst.

Du sollst Dich erstens direkt nach Sydney in Australien begeben. Du weißt, daß ich lange Jahre im Dienste der Kolonialregierung von Neusüdwales stand und zuerst einen kleinen Schoner, den „Dunkan", geführt habe, bis derselbe vor der Einfahrt des Port Jackson, an dem Sydney liegt, und zwar an dem sogenannten „Gap" strandete. Er sank in zwanzig Faden Tiefe; was an Bord war, konnte sich retten und das Land erreichen. Die Schuld an dem Unfalle ist einzig den Regierungsbeamten, die wir an Bord hatten und deren widerspruchsvollen Befehlen ich gehorchen mußte, beizumessen. Dies passierte 1862; gleich darauf versetzte mich die Kolonialregierung auf ein anderes Schiff als Kapitän, welches ich dann noch mehr als ein Dutzend Jahre glücklich führte.

Das Gap ist der Einschnitt zwischen den Halbinseln Inner South Head und Outer South Head; vor jenem ist eine kleine Bucht, die Croquetbai, mit einigen Hütten von Austernfischern. Diese Leute werden Dir leicht über die Lage des gesunkenen „Dunkan" und alles übrige Auskunft erteilen können. Jetzt nun, nach zwanzig Jahren, ist das Wrack nach dem Gesetze herrenloses Gut, und Du sollst es haben.

Vor allem hast Du darauf zu achten, daß die Regierung von Deinen Absichten auf das

Humoristisches.

Der Einbrecher.

Von **W. Grögler.**



Um Gottes willen! Unter der Kathi ihrem Bett ist ein himmellanger Kerl versteckt!!!
Na, hör'! Du kannst einen aber erschrecken — man liest so nix wie von Mord und Totschlag in der Zeitung.



Ich zitt're an Händ' und Füß'! Die Kathi ist auch nicht zu Haus! Was fangen wir jetzt an?
Ich lade vorerst meine alte Bürgerwehrflinte!



Siehst 'n, siehst da seine Füß' vorschauen unterm Bett! Das muß ein schrecklicher Kerl sein! Wenn nur die Kathi käm'!
Sie, Herr Raubmörder, gehn S' 'raus unterm Bett, oder ich schieß'!



Er rührt sich nicht! Ich glaub', er schläft! Wenn nur die Kathi schon da wär'!
Weißt was, Alte, du schleichst dich leise hin und ziehst ihn 'raus beim Fuß; wie er dir was thut, druck' ich los!



Aaaaah! Bum — bum!



Jesses na! 'n Herrn seine alten Winterstiefel in die Stiefelhölzer, die ich hab' heut' schmieren wollen!

Wrack nichts erfährt. Du mußt so vorsichtig wie möglich vorgehen, zu keinem Menschen von Deinem Plane sprechen und niemand um Erlaubnis fragen. Der „Dunkan", schon zu meiner Zeit ein morscher Kasten, hat für die Kolonialregierung keinen Wert, sonst hätte sie sich schon lange die Mühe genommen, das kleine Leck zu dichten und das Wrack flott zu machen. Sollte sie aber Wind bekommen von Deinem Vorhaben und etwa versuchen wollen, Eigentumsrechte zur Geltung zu bringen, so laß Dich unter keiner Bedingung einschüchtern, sondern erkläre ihr kurz und bündig, daß Du den Fall den Gerichten unterbreiten willst. Wahrscheinlich wird sie dann klein beigeben. Solltest Du das Wrack schon über Wasser haben, dann verschließe alle Luken und sonstigen Eingänge und vernagle dieselben. Du beharrst nachdrücklichst auf Deinem Recht auf den „Dunkan" als auf herrenlosem Eigentum, und ich sage Dir voraus, daß die Regierung sich zu einem Vorschlag zur Güte entscheiden wird. In diesem Falle verkaufe ihr das Wrack, das für Dich den ungefähren Wert von dreitausend Pfund Sterling hat. Richte Dich also danach. Laß Dich weder mit Privatunternehmern zwecks Ankaufs des Schiffes ein, noch dulde, daß es von den Beamten oder sonst jemand durchschnüffelt werde. Du würdest in diesem Falle großen Schaden erleiden.

Verwundere Dich nicht über diese seltsamen, aber ernst gemeinten Vorschriften. Der zweite Brief wird Dir über alles Aufschluß geben; warte aber mit dem Lesen desselben, bis Du entweder die verlangte Kaufsumme von der Regierung in Händen hast und Dich schon auf dem Rückwege nach Europa befindest, oder im anderen Falle — sollte also die Regierung Dir und Deinem Thun keine Aufmerksamkeit geschenkt haben — auch noch ein paar Wochen, ehe Du das gewisse zweite Schreiben erbrichst. Dieses wird Dich dann über das weitere unterrichten."

Der Brief enthielt noch einige kurze Anleitungen, die Hebung des „Dunkan" betreffend, und schloß dann mit einem warmen Wunsche zum glücklichen Gedeihen des geheimnisvollen Unternehmens.

Die Gedanken, die nach dem wiederholten Durchlesen dieser Zeilen von der Hand eines zuverlässigen Freundes Frerichs bewegten, überwältigten ihn fast. Tagelang fand er, nachsinnend über dieses eigenartige Vermächtnis, keine Ruhe. Er war nicht im entferntesten habgierig, aber seine pekuniären Verhältnisse konnten natürlich bei dem schmalen Gehalte als Hafenmeister eines Hafens fünften Ranges nur kümmerlich sein. Zuletzt faßte er den Entschluß, die tausend Thaler, die er sich noch während seiner Fahrzeit als Kapitän erspart hatte, an die Reise nach Sydney und die Bergung des Wracks zu wenden.

Von seiner vorgesetzten Behörde erhielt er den erbetenen Urlaub, packte seinen Koffer und schiffte sich mit der nächsten Fahrgelegenheit nach London ein, wo er einen Deckplatz nach Australien nahm, denn seine Mittel erlaubten ihm nicht, in der Kajüte zu fahren.

„Im Innern des „Dunkan" muß ein Schatz sein," brachte er als Resultat seines angestrengten Grübelns heraus. „Und wenn es mir gelingt, den zu heben, bin ich ein gemachter Mann."

2.

Zu beiden Seiten des „Gap" genannten Einschnittes ragen wild die sogenannten Heads, das heißt Felsköpfe, empor, senkrecht zum Ozean abfallend. Eine Reihe von der hier stets brandenden See bewaschener Klippen zieht sich an diesem Küstenstrich entlang; etliche armselige Hütten sind am Strande zu sehen und einige kleine Boote in der flachen, windgeschützten Bucht, die sich aus unbekannten Gründen die Bezeichnung Croquetbai erworben hat. Hinter dem öden Gebirgsstock mit den Heads dehnt sich in heiterer Ruhe der Port Jackson aus, und Sydney spiegelt sich in seinen blauen Fluten.

Jonas Frerichs, der glücklich nach beinahe zweimonatlicher Reise zum erstenmal die wüsten Felsen betrat, begriff auch sofort, wie es möglich sei, daß Kapitäne, die schon unzähligemal durch die Heads ihr Fahrzeug sicher geführt, doch noch zuletzt im Gap strandeten. Aber er hielt sich nicht lange bei diesen Betrachtungen auf, sondern suchte gleich die Stätte auf, wo 1862 der „Dunkan" gesunken war. Er lenkte seine Schritte zu den Fischerhütten an der Croquetbai und fragte den ersten, den er dort antraf: „Seid Ihr schon lange in dieser Gegend, guter Freund?"

Der Mann mit dem bärtigen Gesicht und den Austernfanggerätschaften nahm seine Holzpfeife aus dem Munde und erwiderte in gemütlichem Tone: „An fünfundzwanzig Jahre werden es wohl schon her sein."

„So?" fuhr Frerichs erfreut fort. „Dann erinnert Ihr Euch noch, wie 1862 ein Fahrzeug hier untersank? Es war ein Regierungsfahrzeug."

„Strandungen sind nichts Neues an diesem Platze, Sir. Aber vielleicht meint Ihr den „Dunkan" — so ein Stück Missionsschoner —? Der ist hier in der Nähe gescheitert. Sein Kapitän war ein guter Bekannter von mir, ein Deutscher." Der Fischer wies mit der Hand nach einem Punkte in der Klippenreihe vor dem Gap. „Da, an der äußersten Spitze jenes Dreiecks von Riffen, stieß er auf und sank nur wenige Ellen davon."

„Man könnte ihn also wieder heraufholen?" warf Frerichs mit Absicht ein.

„Wäre ganz zwecklos," antwortete der Mann achselzuckend. „Was sollte man auch mit dem alten Trog anfangen? Kaum noch auf Abbruch zu verkaufen."

Jonas Frerichs ersuchte den Austernfischer, ihn nach der Strandungsstelle zu rudern, was dieser gegen eine kleine Vergütung auch gern that. Im auffallenden Kontraste zu den stillen, smaragdgrünen Gewässern der Bucht brachen sich draußen die Wellen an den zackigen Klippen und rauschten als milchweißer Gischt zurück.

„Hier ist es," sagte der Fischer, vor dem bezeichneten Riff angelangt. „Es ist gar nicht so tief hier, und bevor die Masten des „Dunkan" abfaulten, guckten sie bei Ebbe aus dem Wasser."—

Eine Woche später wurde es am sonst menschenverlassenen Gap lebendig. Eine Schar Arbeitsleute kam an, dann ein mächtiger, flacher Ponton mit einer Dampfpumpe und einem Gerüste von Hebebäumen und Kranen und dazu noch ein Taucherboot mit seinem Personal. Frerichs half sich mit den geringen, ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln mit Umsicht und Geschicklichkeit. Da das Wrack etwas abseits von der ewig tosenden Brandung lag, und das Wetter unveränderlich schön blieb, ging die gleich in Angriff genommene Arbeit leicht von statten. Staunen und Verwunderung erfaßte die wenigen Bewohner des Fischerdorfes bei Frerichs' seltsamen Anordnungen, und dieser gestand sich selbst mißvergnügt und besorgt, daß er das Geheimnis nicht lange werde wahren können. Der Tauchermeister erklärte sich Jonas Frerichs gegenüber nach stattgehabter Untersuchung des Meeresbodens folgendermaßen: „Das Leck ist am Buge, und es wird nicht schwer sein, dasselbe zu dichten. Doch thäte uns noch ein Ponton not; denn wenn wir auch alle Luken und sonstigen Oeffnungen verstopft haben, wird trotzdem noch immer mehr als genug Wasser durch die Fugen eindringen. Von selbst wird sich somit das Wrack, und wenn wir es auch noch so rasch auspumpen, schwerlich heben; ein Kranponton zu jeder Seite wird deshalb unumgänglich notwendig sein."

Frerichs befolgte den Rat des erfahrenen Tauchermeisters. Noch ein Ponton mit Dampfkranwinden und Pumpe kam, die Taucher dichteten das Leck wie sämtliche Oeffnungen des „Dunkan", und dann bohrten sie Löcher in das Deck desselben. In diese wurden die Saugrohre der Pumpen gepreßt und mit Metall- und Kautschukflanschen hermetisch befestigt. Nachdem armdicke Taue und kräftige Ketten unterm Kiel des Wracks durchgezogen und ihre Enden mit den Hebetakeln der Pontonkrane verbunden worden, traten die Pumpen in Thätigkeit. So tauchte, nach einer Woche angestrengter Arbeit, und nachdem die Dampfpumpen einen Tag und eine Nacht unablässig in Bewegung gewesen waren, durch den Zug der Dampfwinden das Wrack langsam empor und kam unter dem Hurrarufen der Arbeitsleute an die Oberfläche des Wassers. Es war mit Seetang, Schlick und Muscheln förmlich gepanzert. Von Bugspriet und Masten waren nur noch Stümpfe übrig, und auch sonst noch hatte das nasse Element, in dem es so lange geruht, vielfache Zerstörungen an seinen sichtbaren Teilen angerichtet.

Während die Pumpen den Rest des Wassers aus dem Schiffsrumpfe schafften und die Zimmerleute und Kalfaterer die Außenwände desselben dichteten, drängte sich aber Frerichs eine Beobachtung auf, die ihn lebhaft beunruhigte. Er hatte in letzter Zeit öfters im Fischerdorfe der Croquetbucht und am Gap einen bürgerlich gut gekleideten Mann mit glattrasiertem Gesicht angetroffen, der die Arbeiten zur Flottmachung des Wracks scharf zu verfolgen schien. Und er hatte mit seiner Besorgnis nicht unrecht gehabt. Denn gleich am ersten Morgen, als der „Dunkan", seiner Tragbänder entledigt, sich auf den stillen Wellen der Bucht sanft wiegte, kam jener kundschaftende Fremde über die Laufplanke an Bord, in seiner Begleitung ein Mann von behäbigem Aeußeren, der vielsagend einen mit einer vergoldeten Krone geschmückten, kurzen Stab schwenkte, an dem ein geschwärzter eiserner Ring auf und ab glitt.

„Im Namen der Königin," sprach der letztere in feierlichem Tone, „erkläre ich dieses Schiff als Eigentum der Regierung. Ich habe nämlich die Ehre, der Gerichtsvollzieher Stumpkins zu sein; und dieser Herr ist Mr. Snubberbrock, ein Detektive Ihrer Majestät."

„Schon gut!" fiel Frerichs ein, „doch was soll's nun?"

„Das Wrack des „Dunkan" belege ich hiermit mit Beschlag; Ihr habt es widerrechtlich an Euch gebracht."

„Das ist nicht wahr. Das Wrack, um das sich zwanzig Jahre lang niemand bekümmert hat, ist herrenlos und gehört dem, der es hebt."

Der Gerichtsvollzieher schüttelte den Kopf, als Frerichs mit energischen Einwendungen auftrat, gab aber, jedenfalls seiner Vorschrift gemäß, nicht nach. So mußte sich der Deutsche vorläufig in die Umstände fügen, jedoch unter Protest, wobei er entschieden darauf bestand, daß sämtliche Eingänge verschlossen blieben und versiegelt würden. Der Beamte zögerte zwar einen Moment, ging aber doch schließlich notgedrungen darauf ein. Bald prangten an Thüren und Luken die mächtigen roten Siegel auf den amtsmäßig geknoteten Bindfäden und Stricken.

Frerichs war zufrieden, und der Gerichtsvollzieher bestieg wieder den Wagen, der ihn von Sydney hergebracht und inzwischen im Fischerdorfe gewartet hatte. Die Arbeiter und Taucher wurden ausbezahlt, und dann fuhr Frerichs mit dem nächsten Fährboote nach Sydney. Der Detektive allein blieb zurück und wanderte den Strand entlang, sein scharfes Auge ständig auf den „Dunkan" gerichtet.

3.

Mit dem Erscheinen des von der Hafenbehörde von Sydney abgesandten Gerichtsvollziehers begann für Frerichs ein neuer Abschnitt im Buche seiner Sorgen. Daß die Hebung eines gesunkenen Fahrzeuges in nächster Nähe des Hafens auf die Dauer kein Geheimnis bleiben konnte, war eigentlich vorherzusehen gewesen. Bereits hatten sich die Sydneyer Zeitungen der Sache bemächtigt, und die gelesensten unter ihnen kamen zum Schlusse, daß im „Dunkan“ unbedingt ein Schatz verborgen sein müsse.

Frerichs, dem die Journale unwissentlich aus der Seele gesprochen hatten, ging zur Hafenbehörde. Hier aber wurde ihm rundweg erklärt, daß sich im „Dunkan“ eine wertvolle Ladung befinde. Im übrigen verwies man ihn an das Polizeiamt. Der Chef dieser Behörde ließ Frerichs ruhig aussprechen.

„Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen,“ sagte er dann augenblinzelnd. „Die Regierung sollte sich also einen solchen brillanten Fang entgehen lassen?“

„Aber, mein Herr, ich versichere —“

„Vor Ihrem Talent als Schauspieler alle Achtung,“ unterbrach ihn der Beamte und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Der Hafenkapitän hat mich darauf schon aufmerksam gemacht. Aber Polizeiaugen sehen besser.“

„Ich bin Ihnen für Ihre schmeichelhafte Meinung ungemein dankbar,“ entgegnete Frerichs unmutig; „aber Sie alle sind in einem Irrtume befangen. Ich weiß von keiner wertvollen Ladung des „Dunkan“.“

„O, wir wissen alles. Unsere Nachforschungen bei Ihrem Konsulate haben merkwürdige Resultate ergeben. Sie sind von Ihrer Heimat geradeswegs hergereist, um ein gänzlich unbrauchbares Wrack aus dem Wasser zu heben. Geschah das etwa um einer bloßen Laune willen?“

„Es galt, das Vermächtnis eines Verstorbenen zu erfüllen,“ war die verlegene Erwiderung.

„Hahaha! Ausgezeichnet! — Nein, mein wertester Mr. Frerichs, so dumm sind wir nicht, das zu glauben. Wir heben die Beschlagnahme nicht auf.“

„Auch der ist felsenfest von dem Vorhandensein eines Schatzes überzeugt,“ dachte Frerichs im Hinausgehen. „Und es wird wohl auch so sein.“ —

In den nächsten Tagen lief er von einem Amt ins andere. Ueberall hieß es, die Regierung hätte den „Dunkan“ beschlagnahmt. Wer aber diese „Regierung“ sei, bekam er nie zu wissen. Er kannte schon sämtliche Bureaus und Departements des sogenannten „Local Government“. Erbittert schickte er zuletzt eine schriftliche Beschwerde an das Ministerium für Handel und Schiffahrt mit der Drohung, die Sache den Gerichten zur Entscheidung vorlegen zu wollen.

Wenige Tage darauf erschien ein ältlicher Herr bei ihm, der sich ihm mit unverkennbar bureaukratischer Steifheit als Mr. Lingdon aus dem Ministerium für Handel und Schiffahrt vorstellte. „Es ist ein ungewöhnlicher Fall,“ hub er hüstelnd an, „der mich zu diesem Schritte veranlaßt. Das Ministerium hätte kurz und ohne viel zu fragen das Wrack des „Dunkan“ an sich nehmen können —“

„Wenn es nicht Gerichte und Richter in Neusüdwales gäbe,“ warf Frerichs ein.

Der Beamte verzog keine Miene. „Also was verlangen Sie für die Ueberlassung des Schoners?“ fragte er dann plötzlich.

„Gar nichts; ich will den „Dunkan“ zurück haben,“ erwiderte Frerichs in bestimmtem Tone. „Sind am Ende die Siegel an den Eingängen und Luken verletzt worden?“

„Nein,“ sagte der andere; und dann mit einem schlauen Lächeln: „Offenheit gegen Offenheit! Für Sie ist der „Dunkan“ wertlos, während er für uns sozusagen den Wert einer Reliquie hat, so ein Stück Geschichte der Kolonie Neusüdwales, wenn Sie mich so besser verstehen. Und dafür bieten wir Ihnen dreihundert Pfund Sterling.“

„Es müßte schon mehr sein, sollte ich's annehmen,“ lachte Frerichs.

„Also vierhundert Pfund.“

„Nein!“ Und nun entspann sich eine lange Auseinandersetzung. Frerichs beharrte unerschütterlich auf seiner Forderung von dreitausend Pfund, obwohl er, da das Wrack ihm schon so viele schlaflose Nächte verursacht, doch froh gewesen wäre, dasselbe unter einigermaßen günstigen Bedingungen loszuschlagen. Auch sagte er sich mit Recht, daß, falls er nicht in den Verkauf desselben einwillige, es möglicherweise noch jahrelang unter den Siegeln des Gerichtsvollziehers liegen werde. Doch die Mahnung seines verstorbenen Freundes gab ihm Mut.

„Also dreitausend Pfund?“ fragte zuletzt Mr. Lingdon. „Und nicht weniger? Ueberlegen Sie sich die Sache noch einmal.“

„Da ist nichts weiter zu überlegen,“ antwortete Frerichs kurz und trocken.

Der Beamte fixierte ihn etliche Sekunden lang; dann sprach er, sich die Handschuhe wieder auf die Finger streifend, mit augenscheinlich großer Resignation: „Well, ich werde dies dem Ministerium unterbreiten. Bitte indessen Verschwiegenheit über diese Angelegenheit zu beobachten.“ Darauf verabschiedete er sich sehr förmlich und höflich.

Aber bereits am anderen Morgen erschien er wieder, zählte dreitausend Pfund Sterling in vollgültigen Banknoten auf den Tisch und breitete sodann ein Schriftstück aus, in welchem stand, daß sich Herr Jonas Frerichs verpflichte, seine sämtlichen Rechte und Ansprüche auf den „Dunkan“ der Kolonialregierung von Neusüdwales für obige Entschädigungssumme ein für allemal abzutreten.

Und Jonas Frerichs unterzeichnete den Kontrakt und strich das Geld ein.

4.

Am Quai lag ein Salondampfer, der noch am selben Vormittage nach England in See gehen sollte. Frerichs beschloß, gleich mitzufahren. Er beglich seine Hotelrechnung und schiffte sich und sein Gepäck ein. „Es ist am besten für mich,“ dachte er, „wenn ich gar nicht erfahre, was die Herren von der Regierung im „Dunkan“ gefunden haben; ich könnte mich am Ende darüber ärgern.“

Eine Stunde später durchfurchte der Dampfer den Hafen, und während Sydney mehr und mehr zurückblieb, las Frerichs das zweite nachgelassene Schreiben des Kapitäns Christoph Wieting. Und dieses lautete folgendermaßen:

„Mein teurer Freund!

Hoffentlich ist alles geglückt, und die Kolonialregierung hat Dir eine anständige Summe für das Wrack ausbezahlt. Hat sie dies aber nicht gethan, dann ist die Spekulation insoweit mißglückt, als Du nun das Wrack auf Abbruch verkaufen mußt, in welchem Falle Du nichts gewonnen, aber auch nichts verloren hast. Doch höre zuvor die Aufklärung des Sachverhalts.

Einige Monate vor dem Scheitern des „Dunkan“ kamen drei Individuen an Bord, von denen der eine einen kleinen, unansehnlichen Koffer mit hatte; sie bezahlten drei Passageplätze bis nach dem nördlich gelegenen Maitland. Der Missionsschoner wurde öfters zum Passagierverkehr benutzt; eine oder die andere Kabine stand ja immer leer. Wir wollten uns nun in diesem Falle eben vom Bollwerk freimachen, als plötzlich etliche Polizisten in Eile über die Reling setzten, über der Kajüte stürmten, über meine drei Passagiere herfielen, sie fesselten und auch gleich abführten. Es geschah dies alles so plötzlich und unerwartet, daß ich ganz vergaß, die Polizeibeamten auf den Koffer aufmerksam zu machen; und da ich gleich nach dem Vorfalle absegelte, blieb dieser an Bord zurück. Späterhin, während wir von Küste zu Küste und von Insel zu Insel kreuzten, trieb mich die Neugierde dazu, ihn aufzumachen. Und da er nichts enthielt und außerdem sehr schmierig und zerschlissen aussah, so warf ich ihn einfach über Bord. Aber als ich dann nach Sydney zurückkehrte, kam auf irgend eine Weise die Geschichte mit dem Koffer aufs Tapet und lief von Mund zu Mund. Viele hatten gesehen, daß ich ihn ins Wasser geworfen, allein niemand, was vorher darin gewesen ist, und so wurde ich polizeilich vernommen, dies zu Protokoll gebracht, und der „Dunkan“ von der Polizei untersucht. Ein Wunder, daß man mich nicht einsperrte. Denn mit dem Koffer war es eine eigene Sache. Die drei Burschen, die mit mir hatten fahren wollen, gehörten zu den verwegensten Einbrechern Sydneys; sie hatten eine Bank geplündert, ungeheure Schätze gestohlen und nun, da man ihnen auf den Fersen war, das unschuldige Missionsschiff als Fluchtmittel benützen wollen. Sie wurden, wie erwähnt, vor der Abfahrt ergriffen, aber es gelang ihnen, aus dem Gefängnis auszubrechen und spurlos zu verschwinden. Dafür stand nun ich in dem Verdachte, wenigstens einen Teil des gestohlenen Gutes, das in dem Koffer gewesen sei, auf die Seite gebracht zu haben.

Kurze Zeit nach diesem absonderlichen Kofferprozeß ging der „Dunkan“ unter. Ich schwöre Dir, daß ich an dem Unfalle keinerlei Schuld hatte, trotzdem aber mußte ich die Regierung dafür schadlos halten. Geld besaß ich nicht, und bei der damaligen kläglichen Verfassung der dortigen Gerichte stand ich hilflos da, und so zwang man mich kurzer Hand, noch weitere dreizehn Jahre im Dienste der Regierung auszuharren, während man mir unnachsichtlich die Hälfte meines Gehaltes abzog. Ich wurde das Opfer einer bitteren Ungerechtigkeit. Im ganzen hat man mir von meinem unter Mühen und Gefahren redlich erworbenen Solde, Zins und Zinseszins, wie es auch in der Ordnung ist, hinzugezählt, ungefähr dreitausend Pfund Sterling zurückbehalten, also gegen sechzigtausend Mark; denn die Gehälter waren dazumal, den australischen Lebensbedingungen entsprechend, sehr hoch.

Dieses mir zu Unrecht vorenthaltene Geld wieder zu erlangen, war meine stete Sorge, nachdem man mich weggejagt, da ich mit meinen alten Knochen zum weiteren Dienste untauglich war, wie die von der Regierung sagten. So entstand auch dieser Plan — ich wollte mich wenigstens für Deine Güte erkenntlich zeigen. Ich wußte ganz genau, daß eben durch die Dir eingeschärfte strengste Vorsicht die Beamten der Regierung auf Dein geheimnisvolles Gebaren aufmerksam gemacht werden würden. In dieser Falle würde sich die Regierung fangen. Sie würde — so spekulierte ich — sich nach Dir erkundigen und zweifellos erfahren, daß wir uns nicht fremd gewesen. Die Herren würden sich etwas die Köpfe anstrengen und dann sowohl die verstaubten Akten jenes „Kofferprozesses“ als die auf das Scheitern des „Dunkan“ bezüglichen hervorholen — nun, und auf ihre Kombination hin würden sie sicherlich die Behauptung aufstellen, ich hätte mich damals genugsam vorgesehen, als man den Schoner polizeilicherseits durchsuchte, ich hätte den reichen Inhalt des Koffers an Bord so gut versteckt, daß ihn niemand finden konnte. Der Schatz sei dann mit dem Schiffe versunken. Daß ich nachher nicht selbst das Fahrzeug wieder flott machte, wird auch begreiflich sein, denn man wäre dann sogleich über mich, als lange Verdächtigen, hergefallen. Ich hoffe somit, daß Dir die Regierung — in der Erwartung,

Hunderttausende in dem Wrack zu finden — den wertlosen Kasten abgekauft hat. Gab man Dir nun so viel, als ich wünschte, so behalte getrost das Geld; die Regierung schuldet es mir, und auf geradem Wege hätte ich es nie bekommen. Es ist mein Nachlaß an Dich, es sichert Dir eine sorgenfreie Zukunft. Sei glücklich und gedenke manchmal Deines alten Freundes

Christoph Wieting."

Jonas Frerichs zweifelte nicht im mindesten an dem Rechte des Kapitäns, dessen Erbe er geworden, und behielt demgemäß das Geld. Er beteiligte sich mit demselben erfolgreich an gewinnbringenden Reedereiunternehmungen, nachdem er seinen kargen Posten als Hafenmeister aufgegeben hatte, und ist jetzt ein reicher und angesehener Mann.

Mannigfaltiges.

(Nachdr. verboten.)

Vom Blitzschlag. — Mancher wird sich schon darüber gewundert haben, daß hohe, oft ganz vereinzelt in die Lüfte ragende Fabrikschornsteine so selten vom Blitze getroffen werden; kommen doch nach der Statistik auf 10,000 derselben bloß drei Blitzschläge, dagegen auf 10,000 Kirchtürme über sechzig. Diese Erscheinung wird dadurch erklärt, daß der aus dem Schornstein entweichende, in die Luft sich zerstreuende Rauch die im Gebäude angehäufte Elektrizität mit sich nimmt und sie in die Luft verteilt, ähnlich wie die Fernsprech- und Telegraphendrähte verteilend wirken. Hieraus erklärt sich auch die auf dem Lande nicht selten anzutreffende Tradition, beim Heraufziehen eines Gewitters ein mächtiges Herdfeuer anzumachen, eine Gepflogenheit, die keineswegs auf Aberglauben, wie vielfach angenommen wird, sondern auf den überlieferten und bewährten Erfahrungen der Ahnen und Urahnen beruht. [—dn—]

Lakonische Kürze. — Die Kenntnis, welche die Franzosen 1812 auf ihrem Durchmarsch durch Polen von der polnischen Sprache erlangt hatten, bestand gewöhnlich aus vier Worten: Chleba (Brot), nieme (es giebt keins), woda (Wasser) und zeres (sogleich). Als nun Napoleon eines Tages bei einer Kolonne Infanterie vorbeiritt, die im Schmutz des Weges steckend an allem Mangel litt, rief ihm ein alter Grenadier zu: „Papa, chleba!"

„Nieme!" erwiderte sofort der Kaiser. Die ganze Kolonne lachte belustigt auf und vergaß für einige Stunden ihre Leiden. [D—l.]

Zwei Familien. Nach einem Gemälde von Adolf Eberle.

Zwei Familien.

(Mit Abbildung.)

In dem Pferdestalle wächst Dianas Familie auf: vier nette, drollige, kleine Hühnerhunde. Alltäglich besucht die Bäuerin mit ihren Kindern Diana, um nachzusehen, was die Hundefamilie macht, und die Hündin schaut dann mit Behagen und Stolz zu, wie ihre Sprößlinge von den Kindern geliebkost und gefüttert werden. Diese hübsche Scene aus dem ländlichen Leben, diesen traulichen Verkehr zwischen der Menschen- und der Tierfamilie hat Adolf Eberle auf seinem Gemälde, das unsere Abbildung wiedergiebt, lebenswahr und anziehend veranschaulicht.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Der Fisch" in Nr. 19: Man liest die vom Boden aufsteigenden Wasserpflanzen der Reihe nach, von links nach rechts zu, so ab, daß man bei jedem Stengel die Blätter von unten nach oben zu mit jenem Buchstaben bezeichnet, welchen die Querlinie, die das Blatt schneidet, trägt. So zum Beispiel erster Stengel: EIN = ein u. s. w. Es ergiebt sich dann der Text: „Ein Mensch ohne Freiheit ist ein Fisch ohne Wasser."

Buchstaben-Rätsel.

Es ist mit F ein Vöglein schön,
Du kannst's im grünen Walde sehn.
Giebt man mit einem W dir's nur,
Bringt dich es auf der Lösung Spur.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösungen von Nr. 19:

des Dichter-Rätsels: Emanuel Geibel:

PLATEN
HAMERLING
SCHWAB
HARDENBERG
SEUME
KLEIST
KLOPSTOCK
HAGEDORN
USTERI
CHAMISSO
RABENER
GEROK
WIELAND;

der dreisilbigen Charade: Kurschneider.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.